Ein schreckliches (Miss)verständnis

Nach Martin Walsers Dankesrede zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels entbrannte in den Feuilletons eine Debatte über Erinnerungskultur – in einer Zeit, da die „richtige“ Form des Gedenkens an den Holocaust ohnehin kontrovers diskutiert wurde.*

Es ist nicht ganz ungewöhnlich, dass prominente Politiker:innen oder Stars nach einer missglückten Aussage in die Kritik geraten und dann öffentlich erklären, es sei alles nicht so gemeint gewesen. Aufregung und Empörung sind in der Regel groß, aber auch rasch wieder vergessen. Dass aber ein angesehener, für seine Sprachgewalt mehrfach ausgezeichneter Schriftsteller, der zur intellektuellen Elite des Landes zählt, noch knapp 19 Jahre später eine Aussage öffentlich – sagen wir – richtigstellt, ist bemerkenswert. Es lohnt sich, die Geschichte dazu von Beginn an genau zu betrachten – auch 25 Jahre später noch.

Am 11. Oktober 1998 erhielt Martin Walser, vielbeachteter, kontrovers diskutierter Schriftsteller mit politischer Haltung und gehörter Stimme, in der Frankfurter Paulskirche den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. In der Begründung der Jury hieß es: Martin Walsers erzählerische und essayistische Kunst habe „den Deutschen das eigene Land und der Welt Deutschland erklärt und wieder nahegebracht.“ Besonders hob die Jury Walsers Aufbegehren gegen die deutsche Teilung hervor. Frank Schirrmacher, damals Mitherausgeber der *FAZ*, hielt die Laudatio. Der Rahmen war, wie bei diesem Anlass üblich, feierlich. Die Elite des Landes, Politiker:innen, Entscheider:innen, Publizist:innen und Intellektuelle waren versammelt.

Sonntagsredenerfahrungen

In seiner Dankesrede, mit der Überschrift „Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede“ setzte Walser sich in großen Teilen damit auseinander, wie Deutschland und die Deutschen mit ihrer Geschichte umgehen, und übte Kritik an der vorherrschenden Erinnerungskultur: Er sprach von „Dauerpräsentation unserer Schande“ in den Medien, von der er sich abwende. Er glaube, „daß öfter nicht mehr das Gedenken, das Nichtvergessendürfen das Motiv ist, sondern die Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken. Immer guten Zwecken, ehrenwerten. Aber doch Instrumentalisierung.“ Auschwitz eigne sich nicht dafür, „Drohroutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkeule oder auch nur Pflichtübung. Was durch Ritualisierung zustande kommt, ist von der Qualität des Lippengebets.“ Das damals in den Planungen befindliche Holocaust-Mahnmal in Berlin nannte Walser die „Betonierung des Zentrums der Hauptstadt mit einem fußballfeldgroßen Alptraum. Die Monumentalisierung der Schande.“

Walser erhielt für seine Rede, die natürlich deutlich mehr Inhalt und Tiefe enthielt als die zitierten Passagen, stehende Ovationen. Im Publikum in der ersten Reihe saßen der damalige Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis und seine Frau Ida. Beide verwehrten dem Redner den Applaus und erhoben sich nicht. Bubis war empört und warf Walser öffentlich vor, mit seiner Rede „geistige Brandstiftung“ betrieben zu haben und für eine Kultur des „Wegschauens und Wegdenkens“ zu werben. Walser wies die Kritik von sich.

Der Streit eskalierte, nachdem Bubis die Anschuldigungen in seiner Rede anlässlich des Gedenkens an die Novemberpogrome am 9. November 1998 in Berlin wiederholte und Walser sich Ende November ebenfalls öffentlich dazu äußerte. Daraufhin bezichtigte Bubis Walser des „latenten Antisemitismus“. Ein Dialog zwischen den beiden auf Augenhöhe schien unmöglich geworden zu sein.

Zugleich entbrannte in den Feuilletons der deutschsprachigen Qualitätsblätter ein heftiger Streit über den angemessenen Umgang mit der deutschen Vergangenheit, über das *Wie* und *Wieviel* des Erinnerns und darüber, ob Walser nun missverstanden worden sei oder nicht. Intellektuelle wie Walter Jens, Jan Philipp Reemtsma, Hans-Magnus Enzensberger, Lea Rosh meldeten sich zu Wort, bisweilen war von einem neuen „Historikerstreit“ die Rede. Die Redaktionen erhielten eine Flut von Leserbriefen. Klaus von Dohnanyi verteidigte Walser und warf Bubis Intoleranz vor. Einen Briefwechsel zwischen Bubis und von Dohnanyi dokumentierte die *FAZ* in ihrem Feuilleton.

Die Debatte heizte sich derart auf, dass Altbundespräsident Richard von Weizäcker in einem Gastbeitrag in der *FAZ* schrieb: „[Der] Streit um Mißverständnis unter ihnen droht außer Kontrolle zu geraten und Wirkungen zu entfalten, die niemand wollen kann. Junge Menschen bei uns, um die es doch geht, begreifen es nicht. Im Ausland häufen sich besorgte Fragen. So darf es nicht weitergehen.“

Schließlich lud Frank Schirrmacher Bubis und Walser Mitte Dezember 1998 zu einer Aussprache in den Räumen der *FAZ* ein. Das Feuilleton der Zeitung dokumentierte das Gespräch. Bubis nahm den Vorwurf der „geistigen Brandstiftung“ zurück und die beiden legten den Streit bei. Zu einer vollständigen Beruhigung der aufgeheizten Gemüter kam es aber zunächst nicht. In den Archiven der Zeitungen finden sich bis in das Folgejahr Beiträge zur Debatte und Dossiers erinnerten noch zwanzig Jahre später daran.

Was aber ist so besonders an dieser Kontroverse? Werden dergleichen nicht immer wieder geführt? Ja und nein. Natürlich lebt eine demokratische Gesellschaft von öffentlich ausgetragenen Diskursen – die digitale Medienwelt bietet dafür inzwischen ganz andere Foren und Formen als noch vor 25 Jahren. Dennoch ist die Walser-Bubis-Debatte aus mehreren Gründen beachtlich.

Zunächst wegen der Protagonisten: Martin Walser sprach öffentlich, persönlich und politisch in seiner Rolle als Schriftsteller. Er benutzt die Sprache in einer Virtuosität wie wenige andere, er gilt als Meister der Sprachkunst. Walser muss sich also der Wirkung seiner Worte bewusst gewesen sein. Seine Rede war mit Bedacht komponiert und provokant.



Mit seiner Friedenspreisrede begab sich Martin Walser 1998 buchstäblich auf dünnes Eis - in der Skulptur „Der Bodenseereiter“ wurde dies 1999 von Peter Lenk satirisch ins Bild gesetzt. Foto: Xocolatl, Wikimedia Commons

Die Provokation hörte, auch das wusste Walser, Ignatz Bubis. Dieser hatte den Holocaust überlebt; seinen Vater und zwei seiner Geschwister hatten die Nazis ermordet. Trotzdem galt er stets als Brückenbauer zwischen Juden und nichtjüdischen Deutschen, war gefragter Gesprächspartner in Politik, Kultur und Medien. Walser und Bubis waren gleich alt, aber sie standen auf unterschiedlichen Seiten der deutschen Geschichte. „Die Erinnerung schmerzt: den, der das Leid seiner Vorfahren nicht mehr lindern kann, aber auch den, der die Taten seiner Vorfahren nicht mehr ungeschehen machen kann. Doch ist der Schmerz des einen nicht der Schmerz des anderen – sowenig wie es die Erinnerung ist“, schrieb Ulrich Raulff einen Monat nach der Rede in der *FAZ*.

Denkmaldebatte und Goldhagen-Diskurs

Neben den charismatischen Personen spielte der Zeitpunkt eine Rolle für das große Medienecho: Wenige Wochen nach der Rede jährten sich die Novemberpogrome 1938 zum 60. Mal. Der Öffentlichkeit wurde bewusst, dass man das Gedenken an die Verbrechen der Nazis bald nicht mehr mit Zeitzeugen würde begehen können. Zugleich debattierte die gesamte Republik über das geplante Holocaust-Mahnmal in Berlin (die Hauptstadt war im Begriff umzuziehen) und das angemessene Gedenken an die Opfer des Nazi-Terrors. Außerdem war die Debatte über das umstrittene Buch von Daniel Goldhagen *Hitlers willige Vollstrecker* noch präsent. 1996 hatte der amerikanische Soziologe und Politikwissenschaftler die These vertreten, der Holocaust sei in Deutschland und nur in Deutschland möglich gewesen, weil Hitlers Vernichtungsplan in der deutschen Bevölkerung auf fruchtbaren Boden, sprich vernichtenden, verbreiteten Antisemitismus stieß. Die Täter seien ganz normale, aber willige Deutsche gewesen. Es gab also sicher eine Empfänglichkeit und vielleicht sogar eine besondere Empfindlichkeit für das Thema.

Womit der dritte Faktor genannt wäre: das von Walser provokant formulierte Thema. Die Infragestellung der Erinnerungskultur (nicht der Erinnerung selbst) an den Holocaust rührte an die Identität der deutschen Öffentlichkeit.

Mitten im Leben und in den entscheidenden Positionen war damals die Generation derer, die der Kriegsgeneration Antworten und eine Auseinandersetzung mit den Gräueltaten abgerungen hatten. Diese Generation aber hatte zugleich die Folgen des Traumas ihrer Eltern hautnah erleben können. Das Thema ging also jeden etwas an – ganz persönlich.

So lässt sich auch die persönliche Verletzung der beiden Protagonisten erklären und verstehen. Fast 20 Jahre nach seiner Rede und 18 Jahre nach dem Tod Ignatz Bubis‘ schrieb Walser anlässlich seines 90. Geburtstags in *Spiegel Biografie* folgenden Nachtrag: „[...] Wenn ich in der Paulskirche von der Instrumentalisierung des Holocaust sprach, hätte ich die Namen, die ich meinte, nennen müssen. Günter Grass und Walter Jens unter anderen, die gesagt und geschrieben haben, die Teilung Deutschlands sei eine Strafe für unsere Verbrechen in Auschwitz. Ignatz Bubis und andere glaubten, ich hätte die Vertretung jüdischer Belange gemeint. Das ist ein schreckliches Missverständnis!!!“

Annika Franzetti

Annika Franzetti ist Lehrkraft für besondere Aufgaben im Studiengang Journalistik der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und Redakteurin der Zeitschrift *Communicatio Socialis*.

* Der Text wurde vor dem 28. Juli 2023 finalisiert, an dem Martin Walser starb..